

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 181. Bromberg, den 23. September 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik**.

Amerikanisches Copyright 1925 by Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

(13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Uhlenkorts Hand tastete an die Mauer des alten Leuchtturms, klammerte sich an die verwitterten Quadern. Beruhigung schien von den kalten Steinen auszustrahlen, schien auf ihn überzugehen und ihn allmählich zu beruhigen — —

Kaum drei Stunden war es her, daß das Flugschiff, in dem er nach Spitzbergen kam, die Nachricht auffing:

„Die ganze Kanaltrasse auf einmal gesprengt. Von Colon bis Panama alles in die Luft geflogen."

Da war er aufgesprungen, von Schrecken . . . von Entsetzen gepackt, war in den Empfangsraum geeilt, hatte in höchster Erregung der weiteren Meldungen geharrt. Bis dann die zweite . . . bis die erlösende Nachricht kam: „Alles gut verlaufen. Das Befürchtete nicht eingetreten."

„Erlösend? War diese Nachricht wirklich erlösend? Einen Augenblick, ja! Dann waren die Zweifel gekommen und nicht wieder gewichen.

Was hatte er gesagt? Er, zu dem er jetzt eilte. Er, vor dessen Heim er jetzt stand. Die eine Hand an den Quadern, die andere an dem Eisengeländer stieg er die Stufen zu der Eingangspforte empor . . . wie ein müder . . . ein kranker Mann.

Der alte Invalide wies ihn den Turm hinauf zur Laterne. Ein langer Weg über zweihundert Stufen.

Da saß der, den er suchte, ihm halb den Rücken kehrend.

„Du bist es? Ich erwartete dich. Eine kleine Weile — und ich bin fertig."

Uhlenkort stand in der Tür. Seine Blicke hingen an der gebeugten, zusammengekrümmten Gestalt. Als wär's ein Zauber, der von ihr ausging, fühlte er sein Herz leichter werden . . . leichter mit jedem Pulsschlag.

Und dann richtete der sich auf, wandte ihm sich zu, sah ihn einen kurzen Moment an. Diese Augen . . . zwingend . . . bannend . . . befreiend . . . erlösend. Die schmale weiße Hand ausstreckend, trat er auf ihn zu:

„Walter! Du kommst. Ich wußte es. Ich freue mich."

Ihre Hände lagen ineinander, und unter dem leisen Druck dieser Hand fühlte Uhlenkort, wie der letzte Rest der quälenden Spannung von ihm wich. Fest umklammerten seine Finger die des anderen.

„Johannes! Ja, ich komme zu dir, schwere Sorge im Herzen. Und jetzt, da ich bei dir bin, dich sehe, deine Hand fühle, schwindet . . . die Last . . . diese fürchterliche Last . . ."

Sie saßen sich an dem großen Fenster gegenüber, das freien Blick nach Süden gab.

„Der Kanal ist auf einmal gesprengt. Du hörtest es vor drei Stunden. Was du befürchtetest, es ist geschehen . . ."

„. . . Der Schurkenstreich Rouses!" vollendete Uhlenkort. „Er wird nicht lange mit der Ausrede warten lassen, es wäre durch blinden Zufall geschehen. Die dunkle Ahnung, die ich immer hatte, sie wurde stärker, je näher wir der Sprengung kamen. Trieb mich hierher . . . zu dir, noch bevor es geschehen.

Du! . . ." Seine Hand fuhr dem anderen entgegen. „Du, sag es mir . . . was wird nun kommen?

Auch die andere Kunde vernahm ich, daß alles gut verlaufen . . . daß das Befürchtete nicht eingetreten. Wie mögen da Millionen von Menschen aufgejubelt haben, welche die erste Nachricht in Todesangst versetzte.

Auch ich . . . ich, der ich an dich glaube . . . ich hörte die Nachricht, versuchte, mich an sie zu klammern, mich durch sie zu befreien . . . und vermochte es doch nicht."

Und als ob die Sorgen und Qualen der letzten Stunden wieder auf ihn einstürmten, sank er zurück und deckte die Augen mit der Hand.

„Johannes! Ich verzweifle . . . sag es mir! Was wird nun kommen?"

Minuten verrannen. Zeitlos . . wunschlos schien alles um Uhlenkort zu werden. Da fühlte er, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte, wie ein Kopf sich zu seinem Ohr neigte, wie ein Mund zu ihm sprach.

. . . Er hörte die Worte, die so schrecklich waren und ihn doch nicht zu treffen schienen, die so Fürchterliches vor seinem Auge malten und doch sein Herz still ließen.

Und Uhlenkort stand neben ihm, an jenem blitzenden Instrument, an dem der vorher gesessen, als er eintrat. Der beugte sich darüber . . . bewegte Hebel, Schrauben und Schalter . . . warf einen Blick auf die große Pendeluhr.

An der Nordwand blitzte es kurz über eine dunkle Fläche. Wieder beugte sich das Haupt des Mannes zu dem Tisch. Das Instrument drehte sich leicht zur Seite. Dessen Lippen murmelten leise Worte.

„Jetzt! . . . Du wirst . . . hier sehen, was dort geschieht, und . . . Walter! doch an mich glauben."

Dann war's, als ob das Dunkel des Raumes ihn verschlungen. Uhlenkort stand allein und starrte auf die Wand, die Tafel, auf die ihn der gewiesen. Ein bleicher Schimmer flog darüber, wurde heller und immer heller, zeigte Farben, zeigte Konturen. Blaue Flächen . . . grüne Wälder . . . fahrende Schiffe . . . fliegende Jachten.

„Der Kanal!" Uhlenkort schrie es. „Der Kanal!"

In der Sekunde, in der das Bild erstand, hatte sein Auge es begriffen. Seine Blicke flogen über die Fläche hin.

Da war es. Das Bild, das er im Geiste trug, seitdem er jene Kunde vernahm. Die beiden Ozeane links und rechts. Das breite glitzernde Band, das von dem einen zum anderen ging. Die Felsen und Berge. Die Wälder und Hänge an den Seiten.

Wie Nußschalen groß die Schiffe, die aneinander vorbei von Ozean zu Ozean strebten. Das lachende Spiel der Flugschiffe, die zum Wasserspiegel hinuntergingen, schwammen, und mit triefendem Kiel wieder emporflogen.

Und dann . . . das Bild verschob sich. Nur der nördliche Teil des Kanals mit der Küste bei Colon lag vor ihm. Größer jetzt, deutlich . . . fast greifbar, sah er das Bild. Ein großes Schiff bog um die Küste, fuhr in den neuen Kanal. Die Passagiere jubelten, schwenkten die Tücher. Blau lag die See. Blau schimmerte der Himmel. In der Maiensonne strahlten die Fluten, leuchteten die grünen Wälder zu beiden Seiten des Kanals.

Da! . . . bei Colon war es, dicht an der Mündung des Kanals. Ein Schwanken, ein Zittern ging durch das Land. Es bebte . . . es hob sich. Verschwunden war das Schiff. Ein dichter weißer Nebel . . . Wasserdampf verbarg es.

Zu bersten schien die Erde. Himmelhoch flogen ge- Kanals. Ein Schwanken, ein Zittern ging durch das Land, und Gestein . . . gemischt mit siedend heißem Wasserdampf . . . und jetzt zuckte feurige Lohe aus den dichten Dampfnebeln. Ein Vulkan hatte sich aufgetan, spie . . . schleuderte unablässig Land, Dampf und Wasser zum Himmel.

In wilder Flucht retteten sich die Schiffe, die dem wahnwitzigen unausdenkbaren Ausbruch der Naturkräfte entronnen waren. Sie flohen nach Süden, den Kanal entlang. Sie flohen nach Norden, in die Karibische See.

Das Bild verschob sich. Und dann . . .

Schrie er . . . oder war's sein Herz? . . .

Ein neuer Ausbruch . . . ein neuer Vulkan. Da, wo die hohen Berge von Culebra an ihn herantreten. Und jetzt, nach dem Höllenschauspiel des zweiten ein dritter, ein noch gewaltigerer Ausbruch in dem Südende des Kanals. Ein Ausbruch, der die Stadt Panama in wenigen Sekunden hinwegfegte . . . in eine Masse Steintrümmer verwandelte.

Und dann schienen diese drei Ausbruchsstellen zu einer einzigen zusammenzuschmelzen. Eine feuerspeiende, unendliche Dämpfe ausstoßende Spalte dort, wo vor kurzem die Fluten des neuen Kanals von Ozean zu Ozean gingen.

Wasser und Feuer waren zusammengetroffen, kämpften, schufen Dampf . . . höchstgespannten Wasserdampf in unendlichen Mengen und von unendlicher Sprengkraft.

Der Isthmus zerriß. Zerriß bis in die tiefsten Tiefen des Grundes. Breit und immer breiter klaffte der ungeheuere Spalt, aus dem Feuer und Dampf in wildem Durcheinander zum Himmel stiegen. Weiß wallender Wasserdampf . . . grauer Qualm dazwischen, dunkel und immer dunkler.

Verschwunden war der lachende Himmel. Die Finsternis der Nacht lag über dem reißenden und berstenden Isthmus. Finsternis, nur durchbrochen durch den zuckenden Feuerstreifen von Colon bis Panama.

Uhlenkort stand . . . alle Kräfte des Körpers und Geistes zum Zerreißen gespannt. Seine Augen hingen an den Bildern des Schreckens. Vergessen war alles, was der andere ihm weiter gesagt. Er fühlte, wie seine Kräfte schwanden, je weiter das Unglück vorschritt . . . wie seine Knien ins Wanken gerieten, wie er schwankte, wie eine unsichtbare Hand ihn auffing.

Er lag auf einem Ruhebett. Eine Hand strich über seine gequälten Augen. Die Lider schlossen sich. Doch sein Geist blieb wach, sah auch ohne Wand . . . ohne leuchtende Tafel, was weiter geschah . . . in den nächsten Stunden . . . Tagen.

Der Isthmus riß . . . und riß immer weiter auseinander. Wie schwingende Federn vibrierten die beiden auseinandergerissenen Enden, zitterten unter dem Kampf der unterirdischen Mächte. Riesengewalten zerrten und rüttelten an dem gemarterten Leibe des Isthmus. Er lebte und spie Feuer von Nikaragua bis Columbia. Und immer neue Massen schleuderte die unterirdische Gewalt zum Himmel empor.

Wie wilde See wellte das Land. Berge fielen um. Wälder stürzten wie Kornhalme unter der Sense des Schnitters.

Flußtäler verschwanden, ihr Wasser hier und dorthin ergießend. Riesenspalten rissen auf.

Menschen zu Tausenden verwundet . . . erschlagen . . . die überlebenden in sinnloser Flucht umherirrend.

Immer breiter wurde die feuerspeiende Spalte. Schon längst kein Kanal mehr. Eine breite, mächtige Bahn jetzt, in der das Seewasser kochte und immer wieder mit Feuer vermischt zum Himmel emporgeworfen wurde.

Bis endlich die Nacht wich, bis die dunklen Wolken sich verteilten, bis es lichter wurde.

Und dann war's ihm, als ob sein Auge über Welten und Meere ging. Der Golfstrom! Da kam er her aus den Breiten des Südens. Er sah ihn an der brasilianischen Küste entlanggleiten, sah ihn hineinfließen in den Golf von Mexiko, den Golf, der ihm den Namen gab. Sah ihn, sich scharf nach Osten zurückwenden . . . nein . . . jetzt brach er sich . . . bog ab . . . nein, er folgte der alten Westrichtung, die jetzt kein Hindernis mehr sperrte.

Die Wasser des Stromes stockten . . . stauten sich, wie sich besinnend, und fuhren durch die offene Sperre in das ihnen bereitete neue Bett.

Er sah sie den Weg nach Westen nehmen, Wärme und Leben in das stille Weltmeer tragen.

Seine Sinne wollten schwinden. Sein Auge ging nach Norden. Hinauf zu den lachenden Fluren Schottlands, zu den grünen Wäldern Norwegens und nach Spitzbergen. Er sah sie erstarren, veröden in Frost und Eis. Zusammensinken in Trümmern . . . menschenleer. Stätten des Todes, des Grauens.

Hamburg, die Heimat . . . ein Schrei . . . sein Herz stieß ihn aus. Und dann waren es wieder die kühlen linden Hände, die ihn umfingen, über seine heiße Stirn gingen, ihn befreiten . . . von den Schreckensbildern. Er wachte auf. Seine Hände hielten die des anderen umklammert, zogen sich hoch an ihnen. Seine Augen sahen dessen Augen.

„Johannes! Du! Was war das? . . . War's Traum — war's . . .?"

Er fühlte, wie der sich neben ihn setzte, wie dessen Hand seine umfaßte.

„Es war Wirklichkeit, was du sahest. Es war das, was kommen wird, kommen muß. Die nächsten Stunden . . . Tage, sie werden es bringen . . . wenn . . . wenn . . ."

Als ob eine fremde Hand ihm den Mund verschlossen, brach er jäh ab. Seine Hand suchte Uhlenkorts Hand. Langsam sprach er weiter.

„Du sahst es und glaubst doch an mich. An meine Mission, die ein Schicksal mir gab. Ein Schicksal, das es auch wollte, daß deine Augen mehr sahen. Das dir einen Teil der Last . . . einen kleinen Teil der Last auflud."

„Johannes! Was wird geschehen? Was wird folgen? Wie wird sich das Schicksal der Millionen gestalten, die das Unheil trifft. Schrecken . . . Verzweiflung . . . Untergang für viele Tausende . . . Ist es unvermeidlich?"

„Das Schicksal will es . . . will es. Das Schicksal, dasselbe Schicksal, das Rettung bringt für . . ."

*

Die Massen, die sich auf Straßen und Plätzen der amerikanischen Städte vor den Lautsprechern drängten, begannen sich zu zerstreuen. Noch spiegelte sich in Worten und Gebärden die Erregung der letzten Stunden wider.

Immer weitere Nachrichten waren in den nächsten Stunden gefolgt. Aber sie vermochten nichts Besonderes mehr zu bringen. Das Straßenbild gewann das alte Aussehen.

Da um die vierte Stunde! Im Nu stauten sich die Mengen. Was war es, was die Lautsprecher schrien?

Vulkanausbruch bei Colon! . . . Colon zerstört! . . . Kanal gesperrt! . . . Ungeheure Todesopfer!

Neue Nachrichten: Riesenvulkan bei Culebra . . . Der ganze Kanal ein feuerspeiender Schlund . . . Panama verschlungen . . . Der ganze Isthmus in Bewegung geraten . . . zerstört . . .

Dann nur noch abgerissene, verstümmelte Nachrichten . . . dann Schweigen.

Die Menge stand und wich nicht. Allmählich ein Summen . . . Ein Brausen. Die Lippen gewannen die Sprache zurück. Immer wieder der Name der Kanalgesellschaft und ihres Präsidenten. Ein einziger Schrei der Verwünschung zuletzt.

Und Fragen dann . . . Der Golfstrom? . . . Europa? . . . Was? . . .

Wie in den Staaten geschah es auf der ganzen Erde. Hunderte von Millionen hörten es, das Ungeheure . . ., hörten es und entsetzten sich.

J. H. . . . Der magische Mann . . . die mystische Gestalt . . . jetzt war sie überall.

(Fortsetzung folgt.)

Hebels Lebensgeschichte.

Zum 100. Todestag am 22. September.

Hebels Lebensgeschichte ist kurz und einfach. Von arbeitsamen Eltern geboren, früh verwaist, von der Wohltätigkeit der Menschen gefördert, blieb er während seines ganzen Daseins im engen Kreise seines Heimatlandes, fand darin die ganze Welt, alle Tiefen und Höhen des Erdendaseins und wußte sein inneres Leben und das seiner Heimat zu reinen, edlen und unvergänglichen Bildern auszuprägen. Johann Peter Hebel wurde geboren zu Basel am 10. Mai 1760. Die Eltern Hebels wohnten in dem Dorfe Hausen im badischen Oberland, der Vater arbeitete im Winter an seinem Webstuhl, im Sommer arbeiteten die beiden Eheleute wiederum in Basel im Iselinschen Hause, wo sie vordem Dienstboten gewesen waren. Schon ein Jahr nach der Geburt Peters starb der Vater, und der kleine Knabe machte schon früh das Leben armer Verwaisten durch, sammelte Holz im Walde und half die Steine zum Schmelzofen in Hausen zerschellen.

Dabei war er allezeit ein aufgeweckter, zu Schalkstreichen aufgelegter Knabe. In dieser Kindheit aber drang der frische Tau des Naturlebens in seine Seele, um später zu Blüten und Früchten zu reifen. Bald auch verlor er die Mutter, und nun wurde er, da er schon früh besondere Begabung zeigte, von Wohltätern gefördert. Er bezog die Universität in Erlangen, und nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er zuerst Lehrer in Hertingen, einem Dorfe zwischen Basel und Schopfheim. Er wurde hier „umgeäzt", d. h. er aß wechselweise an dem Tisch der Familien, deren Kinder er unterrichtete. Er bekam hier aber noch eine Nahrung, an die niemand dachte; denn in seine Seele drang immer mehr die tiefe Erkenntnis des Menschenlebens, besonders des Volkes jener Heimat, und dies, in Verbindung mit den Kindheitserinnerungen, sollte später zum dichterisch so lieblichen Bilde werden. Nachdem er die Ordination er-

langt und eine Zeit Pfarrgehilfe gewesen, wurde er Präceptoriatsvikar am Pädagogium zu Lörrach und blieb daselbst 11 Jahre lang. Das kümmerliche äußere Leben wurde erhöht durch herzliche Pflege der Freundschaft, in der man eine Art Tafelrunde bildete und sich altertümliche und phantastische Namen gab. Auch die Liebe zog bei ihm ein: Gustave Fecht, eine feinsinnige und wohlgebildete Pfarrerstochter, gewann und erwiderte die Neigung des Dichters. Hebel wurde 1791 als Subdiakon an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen, wo er die alten Sprachen und die Naturwissenschaften lehrte und zugleich auch in der Kirche zu predigen hatte.

Hebel stieg von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten kirchlichen Ehrenstellen. Inmitten seiner ihn oft sehr belastenden Lehr- und Kanzleigeschäfte bewegte ihn stets eine Sehnsucht nach seiner Heimat, dem Oberlande, und aus dieser Sehnsucht, verbunden mit einem tiefpoetischen Sinne und einem durch die klassischen Muster erfüllten Geiste, entstanden die alemannischen Gedichte (zuerst anonym erschienen 1802), die eine ganz neue Wendung in Auffassung und Erkenntnis des Volkslebens bezeichnen. Hebel war durch Wissenschaft so reich ausgestattet, daß er in der Kirche und Schule große Dienste leisten konnte, aber das hätten auch andere gekonnt, und er mußte die Feder führen zu Akten, die in Kanzleien vermodern.

Aus einem inneren Drange schuf sich daher Hebel einen außerhalb des Staatsmechanismus stehenden Beruf, dem er freilich nur die Abfälle seiner Zeit widmen konnte. Es war eine naturgemäße Folge seiner Erkenntnis des Volks und seiner Liebe zu ihm, daß Hebel sich auch unmittelbar lehrend und unterweisend an das Volk selbst wendete. So gab er schon vom Jahre 1803 an einzelne Geschichten in den badischen Landeskalender. Vom Jahre 1807—1814 erschien er ganz allein von ihm. In diesem Jahre zog er sich zurück, da die geistliche Zensur die bekannte Geschichte „Der fromme Rat" gestrichen hatte.

Noch bedeutsamer ist der Briefwechsel mit Pfarrer Hitzig, genannt Zenoides, während Hebel sich Parmenides nannte; es kommen darin mancherlei tiefere Einblicke in das eigene Leben, wie in das Leben der Zeit vor.

Mitten aus dem tätigen Leben wurde Hebel vom Tode herausgerissen.

Er starb am 22. September 1826 auf einer Dienstreise nach Schwetzingen.

Auf dem dortigen Friedhof liegt er begraben.

Sprüche.

Von Johann Peter Hebel.

Wo sich ein Volk entzweit, da ist kein Heil mehr.

*

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

*

Wer alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen.

*

Wenn die Frau nichts zu Rat hält und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt nichts heraus.

*

Man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinausrückt auf den Rand, weil auf der anderen Seite immer neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

*

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens Berausche ihn. Drittens: Teile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankiert, so ist er probat.

*

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns.

Aus Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes.

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich tun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wiederkam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel!" Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Dankbarkeit.

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haar herab, und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebückt hätte, hob er es schonend vom Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast," sagte er, „aber laß dich nicht zum zweiten Mal attrappieren, denn ich kenne dich nimmer."

Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und einem Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?" Der Schiffsmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr in's Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber mit helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun." Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Ein Liebesbrief und seine Folgen.

Humoreske von Heinrich Jäger.

Frau Agathe war es gerade recht, daß heute der Freund ihres Mannes, Emil Lorch, zu einer Stunde gekommen war, da ihr Gemahl nicht zu Hause war. Als das Dienstmädchen den Tee gebracht hatte, lehnte sich Agathe etwas zurück im Rohrstuhl und sah Emil Lorch scharf in die Augen. „Meinen Sie wirklich", sagte sie in fast bissigem Tone, „es gäbe Frauen, die ihren Mann nicht durch und durch kennen, sowohl in seiner Größe, wie in seinen Schwächen?" — Lorch schüttelte den Kopf: „Das will ich nicht gesagt haben, aber zweifellos gibt es Frauen, die übermäßig ängstlich, fast möchte ich sagen mißtrauisch gegen ihren Mann sind. Sehen Sie, Alfred ist mein bester Freund; er war es schon, ehe Sie, gnädige Frau, mit ihm den Bund fürs Leben schlossen, ich kenne ihn also gewiß so, daß ich mir ein Urteil über ihn erlauben darf." — „Mag sein", erwiderte Agathe, „aber daß Männer einander kennen, ist etwas ganz anderes als wenn Frauen Männer kennen. Die Frau sieht viel tiefer, ihr entgeht nichts, und da wo Männer unter sich noch lächeln, kann eine Frau schon ein Drama in Entwicklung sehen." — „Oho", meinte Emil Lorch, „diese Rosl vom Land und Alfred, ha, das müßte ein Drama geben, in dem mehr gelacht wird als in einem Lustspiel." — Agathe beugte sich vor: „Scherzen Sie nicht, mir ist die Sache zu ernst. Sie wissen, wir waren fünf Wochen in Felsendorf zum Landaufenthalt. Ich habe diese Rosl einmal leise mit meinem Mann reden hören, leise, bedenken Sie! Einer anständigen Frau genügt das, wir reisten sofort ab." — „Da kann es sich vielleicht . . ." wollte Lorch weiter reden, doch Agathe unterbrach ihn: „Keine Verteidigung, bitte, seitdem liegt ein Schatten auf unserer Ehe und — —." Jetzt erlaubte

sich Lorch zu unterbrechen. „Und die Sonne der Vernunft wird diesen Schatten einmal verjagen“, sagte er.

Agathe stand auf: „Ja, ja, Vernunft nennt Ihr Männer die Gutmütigkeit, das Schweigen, das Sichhineinfinden einer Frau. Ja, so sollten sie sein, alles als ungeschehen betrachten, das nennt Ihr Vernunft.“

Emil Lorch war einer der wenigen Männer, die es wagen, auch Frauen gegenüber ihr Geschlecht bis aufs äußerste zu verteidigen, und so kam es denn, daß er bei seinem Abschied eine höchst unzufriedene Frau hinterließ. Agathe hatte das Gespräch aufgeregt, sie ließ das Auto ankurbeln und rief dem Führer zu: „Hinaus durch den Wald, gleichgültig wohin.“ —

Professor Alfred Lindner war kaum heimgekommen, als das Dienstmädchen meldete, ein Bauernbursche sei draußen, er wolle den Herrn Professor sprechen. Alfred war etwas erstaunt. Was sollte bei ihm ein Bauernbursche wollen! „Soll eintreten“, befahl er kurz. Bald darauf stand Michl Haushofer, ein schmucker, aber unbeholfener Bursche vor ihm.

„Ah, der Michl von Felsendorf“, sagte lachend Alfred zu ihm und bot ihm die Hand. „Na, mein Lieber, was führt denn dich zu mir?“

Nun begann Michl Haushofer: „Herr Professor, Sie wissen, ich hab' die Rosl gern.“

„Na freilich“, lachte Alfred, „ein sauberes Mädl die Rosl, daß du sie gern hast, ist sehr begreiflich, warum auch nicht! Wenn es der liebe Herrgott nicht gefügt hätte, daß Mädl und Bub sich einander gern haben, dann würde die Welt bald aussterben. Aber sag, Michl, wie kommst du hierher, soll etwa ich dir helfen?“

„Dös net, aber wenn i bitten derft, daß mir der Herr Professor an Briaf aufsetzt an mei Rosl“, stammelte Michl.

„Ich soll einen Brief aufsetzen an deine Rosl, ja warum denn das?“ fragte lachend der Professor.

„Weil i net die richtigen Wort' fertig bring“, gestand Michl.

Der Professor besann sich, dann meinte er: „Was soll denn in dem Brief stehen?“

Michl versuchte zu erklären. „Vom Heiraten z'erst no nix, aber, daß ich's halt so gern hab und daß es wegen die Leut a mal nach München kommen soll und mir schreiben, wo wir uns da treffen können. Da könnt i halt ganz anders reden mit ihr als in unserm Dorf, wo mir a jeder Bursch neidig ist um mein Schatz.“

„Gut, Michl,“ sagte jetzt der Professor, „aber erst will ich meinen Tee einnehmen, hernach will ich den Brief aufsetzen. Abschreiben kannst du ihn doch, nicht wahr?“

„Dös kann i,“ meinte glückselig Michl, „aber könnt' i net an Gang inzwischen machen?“

„Nun freilich, ist mir sogar lieber,“ beeilte sich der Professor zu sagen, „komme nur später her, dann kannst du den Brief mitnehmen.“

Als Michl fort war, brachte das Dienstmädchen den Tee, und der Professor hatte ihn kaum getrunken, da saß er schon am Schreibtisch. Gerade bei der vorletzten Zeile läutete das Telephon. Der Professor legte ärgerlich die Feder weg, ging an den Fernsprecher, um gleich darauf dem Dienstmädchen zu läuten. „Schnell meinen Mantel, meinen Hut, schnell, ich muß fort.“ Bald darauf eilte er hastig durch die Straßen seinem Ziele zu. —

Agathes Autofahrt war zu Ende. „Ist mein Mann drinnen?“ fragte sie das Dienstmädchen, und als sie verneinende Antwort erhielt, ging sie ins Wohnzimmer, wo noch der Teetisch gedeckt war. „Er war da,“ dachte sie, „das ist seine Teetasse, er nimmt keine andere.“ Jetzt fiel ihr Blick auf den Schreibtisch, la lag der Brief. Agathe las: „Liebe Rosl! Komme doch einmal nach München, hier können wir ungestört miteinander reden. Du weißt, daß ich Dich liebe, aber ich darf es nicht merken lassen, sonst reden alle Leute in Felsendorf von unserer geheimen Liebe. Schreibe mir, wo Du meinst, daß wir uns in München am besten treffen können und — — —“, hier brach der Brief ab. Agathe zitterte, stöhnte, warf den Brief wieder auf den Schreibtisch von Wut und innerem Schmerz erfaßt. „So ist es denn wahr, Alfred, mein Mann, liebt sie, liebt die Rosl, das Bauernmädchen! Oh, ich Unglückliche! Hätte ich jetzt diesen Emil Lorch da, sagen würde ich ihm, wie richtig, wie logisch Frauen denken. Ins Gesicht würde ich ihm schleudern, daß auch er einer von denen sei, die mithelfen, das Männergeschlecht gerade dann zu verteidigen, wenn alle Lüge, alle Falschheit und Tücke offen zu Tage liegt, wenn es gilt, eine kluge Frau hinwegzutäuschen über das Scheinglück einer Ehe, die keine Ehe mehr ist.“

Mit diesen Worten sank Agathe auf einen Stuhl nieder, schloß die Augen und flüsterte nur immer still vor sich hin: „Alfred, mein Mann, liebt die Rosl.“

Da kam der ahnungslose Gatte zurück. Eine Frau in Tränen vorzufinden, ist für den Ehemann meist die Ouvertüre zu einem schon oft gesehenen Stück. Bei Alfred war es diesmal anders. Agathe stürzte auf ihn zu, faßte ihn beim Arm und schrie mit tränenerstickter Stimme die fürchterlichen Worte: „Du betrügst mich, Elender, du liebst eine Andere!“ Bei Frauen in diesem Zustande ist jede Verteidigung, ja jedes Wort zunächst unmöglich. Das schien Alfred zu wissen, denn er ließ mit unheimlicher Ruhe eine Flut von Verwünschungen über sich ergehen, deren Ende die Drohung war, daß Agathe heute noch zu ihrer Mutter abreisen werde. Die Pause im Redestrom wäre wohl nicht lang gewesen, hätte es nicht geläutet. Michl, der Bauernbursche, stand draußen. Das war für Alfred wie eine frische Quelle in trostlosem Wüstensand.

Michl bat um seinen Brief für Rosl und fragte, ob er so deutlich geschrieben sei, daß er ihn abschreiben könne, denn seine Rosl warte schon lange auf einen Brief von ihm. „Entschuldigens halt, Herr Professor“, meinte er, „wenn ma halt net die richtigen Wort findt, is doch besser, ma laßt sich so an Brief aufsetzen.“ Mit vielem Dank nahm er dann seinen Brief in Empfang und ging. —

Ein Seufzer der Erlösung hauchte Versöhnung in Agathens Brust. Das Stück, das diesmal bald ein Drama geworden wäre, war zu Ende; sie hatte zum ersten Mal in ihrem Leben Alfred um Verzeihung bitten müssen.

Friedlich wie sonst saßen die Ehegatten beim Abendtisch. Heimlich aber schwor sich Alfred, nie wieder einen Liebesbrief für andere aufzusetzen, Agathe, nie wieder eine Szene aufzuführen, ehe die Grundlagen hierzu einwandfrei vor Augen liegen.






* **„Charleston verboten!“** In Holland geht man dem Charleston energisch zu Leibe. In Amsterdam hat man ihn in einigen Tanzlokalen überhaupt verboten. In Rotterdam ist man nicht so radikal gesinnt. Dort haben die Inhaber der Tanzlokale und die Polizei die Vereinbarung getroffen, daß Charleston nur getanzt werden darf, wenn der Tanz vorher ausdrücklich angesagt worden ist. Es ist aber streng verboten, Charleston-Schritte, also das Ausschlagen der Beine nach der Seite hin, während anderer Tänze zu machen, und es gibt für Nichtbefolgung dieses Verbots eine empfindliche Strafe. Auch in Berlin ist die Mißstimmung gegen den Charleston im Wachsen. Namentlich die Damen beschweren sich, daß ihnen durch die ausschlagenden Beine die dünnbekleideten Knöchel gestoßen werden, und daß neben den Verletzungen der Unterschenkel auch die — teueren Seidenstrümpfe beschädigt werden. — Man wird es also nachfühlen, wenn man in Berliner Tanzlokalen bereits Plakate sieht: „Charleston verboten!“

Lustige Rundschau

* **Im Zeitalter der Industrie.** „Kennen Sie Shakespeares Werke?“ — „Nein, was fabrizieren die denn?“

* **Einsicht.** Lehrer: „Nun habt ihr mir alle Haustiere genannt, aber eins fehlt doch noch. Könnt ihr mir auch das eine noch nennen? Es hat struppige Haare, ist unsauber, wälzt sich gern im Schmutz und treibt sich auf des Nachbars Hof herum? Weißt du es, Fritzchen?“ — „Das bin ich, Herr Lehrer.“

*

* **Die Polizei, die schnelle.** Einem Mann wird auf der Straßenbahn seine goldene Uhr gestohlen. Natürlich läuft er gleich zur Polizei und meldet den Diebstahl, setzt einen Finderlohn aus, geht nach Hause und — findet seine Uhr auf dem Nachttisch. Mit dem nächsten Auto rast er wieder zur Wache zurück, stürzt atemlos hinein und sagt: „Ich habe vorhin den Diebstahl einer Uhr gemeldet . . .“ „Ganz recht, wissen wir schon.“ — „Es ist ein Versehen unterlaufen, ich habe die Uhr zu Hause . . .“ „Tut uns sehr leid,“ sagt der Wachtmeister, „wir haben den Dieb bereits verhaftet.“

*

* **Verreist.** Nachdem der unerwünschte Besuch endlich gegangen war, fragt die Dame des Hauses das Mädchen, wie sie die Leute abgewiesen habe. „Ich habe gesagt, Sie wären nach Italien gefahren,“ sagt die Fee. „Sehr schön,“ lobt die Dame des Hauses. „Haben die Herrschaften denn nicht gefragt, wann wir wiederkämen?“ „Ei freilich, und da habe ich gesagt, vor heute nachmittag keinesfalls.“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.